Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 42 (1988)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUCHBESPRECHUNGEN / COMPTES RENDUS

Asya ASBAGHI *Die semantische Entwicklung arabischer Wörter im Persischen.* Stuttgart: Steiner-Verlag-Wiesbaden-GmbH, 1987. XVII, 180 s. ISBN 3-515-04818-9

Die tatsache, dass literarische werke längst vergangener, jahrhunderte zurückliegender epochen im persischen sprachraum nach wie vor als unverzichtbarer bestandteil einer höheren bildung gelten, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die persische sprache – genauer: die neupersische – seit ihrem aufstieg zur literatursprache im 9.-10. jh. chr. ära genau wie jede andere sprache in einem prozess ständiger wandlung und anpassung an neue bedürfnisse und lebensumstände befindet. Dieser wandlungsprozess ist umfassend, ihm unterliegt die ebene des ausdrucks nicht minder als die des inhalts.

In der konfrontation mit der islamischen religion und kultur hat sich das persische der mit beiden aufs innigste verbundenen arabischen sprache weit geöffnet, so weit zuweilen, dass es in der flut des übernommenen sprachguts unterzugehen drohte. Davor ist es jedoch dank der erstaunlichen fähigkeit der iranischen kultur, einflüsse von aussen zu absorbieren und sich das fremde zu eigen zu machen, immer wieder bewahrt worden. Ein teil des arabischen sprachguts ist im lauf der zeit derart fest in die persische sprache eingefügt worden, dass er nur mit roher gewalt wieder daraus entfernt werden könnte.

Es wäre nun erstaunlich, wenn das arabische element im persischen bei seinen sprachgeschichtlichen wandlungen allein den entwicklungstendenzen des arabischen gefolgt wäre, statt in seiner neuen umgebung eigene wege einzuschlagen. Ganz abkoppeln konnte sich der arabische anteil des persischen von der weiterentwicklung des arabischen selbst freilich nicht, denn zwischen den beiden sprachen hat es bis zum heutigen tag vermittelt durch eine gebildete schicht von sprechern, die sowohl das persische als auch das arabische beherrschten und gebrauchten, zahlreiche wechselwirkungen gegeben und wird es auch weiterhin geben.

Eines teilgebiets dieses komplexen und faszinierenden feldes der diachronischen linguistik hat sich nun Asya Asbaghi in ihrer arbeit angenommen. Sie geht der frage nach, wie sich die bedeutung arabischer wörter, die ins persische eingang gefunden haben, entwickelt hat.

Um es gleich vorwegzunehmen: so interessant und wichtig die fragestellung ist, so enttäuschend ist ihre behandlung durch die verf.

Dies beginnt schon bei der methodischen grundlage der arbeit. Was zumindest einer vorausgehenden klärung und theoretischen abstützung bedurft hätte, wird stillschweigend als sinnvolle methode angenommen, nämlich die herauslösung der "wörter" aus dem semantischen system der sprache und die betrachtung isolierter lexeme. Anstelle einer auch nur knappen erörterung dessen, was man unter "bedeutung" verstehen soll, und einer daraus abgeleiteten darstellung der verschiedenartigen möglichkeiten, wie sich bedeutung verändern kann, setzt die verf. dem leser eine nicht näher begründete – und wenigstens dem rez. nicht immer einleuchtende – klassifizierung der bedeutungsveränderungen in 23 kategorien vor und teilt den von ihr erhobenen lexembestand danach ein. Daraus resultiert ein bild von der semantischen entwicklung, das etwas essentielles, nämlich die dynamik des wandels, an der sowohl externe als

auch systeminterne triebkräfte ihren anteil haben, nicht oder nur sehr undeutlich wiedergibt. So interessante und wesentliche aspekte wie etwa die paradigmenbildung, die differenzierung von synonymen oder die aufteilung der funktionen eines aus dem system ausgeschiedenen elements auf darin verbleibende werden nicht in die betrachtung einbezogen.

Sehen wir von solch grundsätzlichen einwänden einmal ab, so bleibt auch in dem von der verf. gewählten rahmen noch immer genügend raum, sinnvolle arbeit zu leisten. Doch schon die auswahl der in betracht gezogenen wörter lässt weitere einwände zu. Es wird, trotz der beteuerung der verf., all die wörter aufgenommen zu haben, "die durch Belege aus der Literatur bzw. durch Verwendung im Dialekt von Teheran als allgemein verbreitet gelten können" (p. 22), nicht immer klar, was die kriterien waren, die über die aufnahme oder den ausschluss bestimmter wörter und ausdrücke entschieden.

Weshalb fehlt beispielsweise '*sahm-e emām*' (bez. für eine best. abgabe, die zwölferschiiten zu entrichten haben), während '*āl-e ᶜabā*' (die "Mantelsippe", eine umschreibung für Mohammed, seiner tochter Fatima, ihren gatten Ali sowie deren beide söhne Hasan und Husain) aufgenommen wurde, obgleich das eine nicht mehr als das andere eine speziell persische bedeutung angenommen hat? Warum wurde zwar '*selsele*' (kette, serie, reihe, dynastie ...) aufgenommen, nicht aber das von der selben wurzel abgeleitete wort '*mosalsal*', das im persischen 'maschinengewehr' bedeutet, während das arabische dafür das wort '*raššāša*' benutzt. Wären, um nur einige willkürlich herausgegriffene beispiele zu nennen, nicht auch ausdrücke wie '*ṭalā*' (gold; das arab. kennt nur '*ṭilāᵓ*' in der bed. von 'überzug, lackierung, anstrich'), '*ṣedā*' (stimme, laut, ruf; arab. '*ṣadaⁿ*' dagegen 'echo'), '*ṭabaqe*' (stockwerk u.a.; für 'stockwerk' verwendet das arab. die form '*ṭābiq*' oder aber '*daur*'), '*hāḍer-ǧawāb/ī*' (schlagfertig/keit, eine im arab. so nicht mögliche wortbildung) oder '*ṣūrat-e ḥesāb*' (rechnung; '*ṣūrat*' wird dabei im pers. wie '*qāᵓima*' im arab. verwendet) aufzuführen gewesen?

Zu den diskutablen mängeln der arbeit gesellt sich leider auch eine nicht unerhebliche menge indiskutabler und diese sind es, die ihren wert am stärksten mindern. Von einer sprachwissenschaftlichen arbeit erwarten wir ganz selbstverständlich, dass sorgfältig mit dem untersuchten sprachlichen material umgegangen wird. Wir müssen uns darauf verlassen können, dass das, was an faktischen voraussetzungen für die analytische betrachtung oder die theoriebildung geboten wird, nicht erst nochmals zu verifizieren ist, bevor wir den weiteren ausführungen folgen dürfen. Genau dazu aber zwingt uns die verf. Oder erwartet sie, dass man ihr vertraut, wenn sie so elementare dinge wie die korrekte vokalisierung ihrer beispiele (aus platzgründen sei nur ein einziges angeführt: p. 5 '*abrīq*' statt korr. '*ibrīq*') entweder nicht ernstnimmt oder nicht beherrscht?

Lassen wir die mehrfach dokumentierte dürftigkeit ihrer kenntnisse auf dem gebiet der morphologie und phonologie des persischen einmal beiseite, so stossen wir noch auf genug anderes, was einem die haare zu berg stehen lässt: wäre etwa auf s. 76 der (wie die übrigen belegstellen in diesem buch leider unübersetzte) belegvers richtig skandiert worden, hätte es niemals heissen können '*ḫanǧar-e zabānī*' (korr. '*ḫanǧar-zabānī*', 'dolchzüngigkeit') und die "belehrung", '*zabānī*' sei ein verbalnomen (!) wäre uns erspart geblieben. Was auf s. 97 als erklärung für den ausdruck '*lā-obālī*' (und nicht *lā-obā-lī*!) aufgetischt wird, ist barer unsinn, arab. '*lā ubālī*' heisst schlicht: 'ich kümmere mich nicht'. Desgleichen sind die ausführungen der verf. zur bedeutung 'pseudonym' für '*taḫalloṣ*' (p. 103) ins reich der phantasie zu verweisen. Die erklärung dafür, dass aus 'loslösung' 'pseudonym' werden konnte, ist in der literaturgeschichte zu finden.

Wenn schliesslich auch noch für *'ebn ol-waqt'* die moderne bedeutung 'opportunist' mit einem (allerdings unübersetzten) vers von Moulavī (7./13. jh.) "belegt" wird (p. 66), hat man genug von diesem buch.
Der fragliche Vers lautet übrigens auf deutsch:

> Der sufi, oh gefährte, ist ein 'sohn des augenblicks' (*ebn ol-waqt*; d.h. er lebt ganz im mystischen nu), 'morgen' zu sagen gehört nicht zu den regeln des pfads.

Michael Glünz

TAKEO DOI: *THE ANATOMY OF SELF – The Individual Versus Society*. Translated by Mark A. Harbison, Foreword by Edward Hall. Kodansha International, Tokyo, New York and San Francisco 1986. 163p.

Der japanische Psychiater Takeo DOI (* 1920) ist mit seinem Buch *ame no kôzô* (Die Struktur von *amae*, 1971; englisch *The Anatomy of Dependence*, 1973) weltberühmt geworden; er erklärte darin *amae*, das Bedürfnis, verwöhnt und geliebt zu werden und so ein Einheitsgefühl mit den anderen herzustellen, als Grundzug der japanischen Psyche.

Nach vierzehn Jahren tritt nun Doi wiederum mit einer Sammlung von Essays an die Öffentlichkeit, von denen alle im Grunde mit der *amae*-Psychologie zusammenhängen, nur diesmal unter einem besonderen Aspekt: *Omote to ura* (1985) lautet der bezeichnende Buchtitel auf Japanisch, *The Anatomy of Self* der Titel der englischen Übersetzung (1986).

Auch in diesem, seinem neuen Buch geht Doi von der japanischen Sprache aus, und zwar von den Begriffspaaren *omote/ura* (Vorderseite/Rückseite), *tatemae/honne* (soziales Prinzip/wirkliche Absicht) und *soto/uchi* (innen/aussen): *omote*, das ursprüngliche *kao*, Gesicht, bedeutete, ist dasjenige, was man nach aussen (*soto*) zeigt; *ura* ist das, was man nicht nach aussen zeigt, sondern in der eigenen Gruppe (*uchi*) behält; *tatemae*, dem sozialen Prinzip einer Gruppe, steht *honne*, die eigentliche Absicht des Einzelnen gegenüber, wobei wir im Westen meist dazu neigen, das erstere (*tatemae*) eher negativ, letzteres (*honne*) hingegen als das einzig Wirkliche als positiv zu bewerten.

Doi zeigt jedoch sehr gut, dass diese Begriffspaare, obwohl man sie begriffsmäßig klar trennen kann, in Wirklichkeit sehr eng zusammenhängen, ja voneinander abhängen und sich gegenseitig bestimmen. Als Dreh- und Angelpunkt dieser Begriffspaare wirkt wiederum *amae*, das Bedürfnis eine gefühlsmässige Einheit herzustellen: je nachdem, wie weit ihr Verlangen nach *amae* toleriert wird, teilen die Japaner ihre mitmenschlichen Beziehungen in *soto* (wenig Toleranz) und *uchi* (viel Toleranz) ein. Diese Zweiteilung der mitmenschlichen Beziehungen in *soto* und *uchi* bedingt auch eine Zweiteilung des Bewusstseins (*omote/ura*): *ura* enthüllt man nur im intimen Kreis, nach aussen jedoch muss man *omote* aufrecht erhalten.

Doi findet Hinweise und Belege für seine Ansichten nicht nur in japanischen Quellen, sondern ebenso bei einer Fülle von westlichen Autoren, so dass man den Eindruck erhält, er wolle die neuerdings oft kritisierte Einstellung der Japaner, alles an ihrer Kultur als einzigartig hinzustellen, überwinden; schliesslich muss man aber dann doch feststellen, dass Doi es ausgezeichnet versteht, immer wieder ein Hintertürchen zu Gunsten der japanischen Eigenart offen zu halten.

Doi's Aufsätze bilden eine wahre Fundgrube von Anregungen für den an Japan interessierten Leser, habe er nun eine Vorliebe für Sprache, Literatur (Interpretationen verschiedener literarischer Werke, z.B. *Botchan* und *Kokoro* von Natsume Sôseki), Psychologie oder für Anthropologie (Betrachtungen über Geschenk-Sitten). Besonders faszinierend lesen sich die drei Aufsätze über die Bedeutung von Geheimnissen und eine kleine Abhandlung im Anhang über das vielbesprochene Thema der Beziehung der Japaner zur Natur: gerade wegen der anstrengenden mitmenschlichen Beziehungen, die ihn dauernd zwingen, zwischen *omote* und *ura* zu unterscheiden, sucht der Japaner so gerne Vergessenheit im Erleben der Natur. Die Natur ist für ihn ein Ort ohne *omote* und *ura*, wo er ungehindert und ohne Gefahr das erstrebte Einheitsgefühl erleben kann.

Bruno Rhyner

HOFFMANN, Birgitt, Persische Geschichte 1694 - 1835 erlebt, erinnert, erfunden. Das *Rustam at-tawārīḫ* in deutscher Bearbeitung. Bamberg: aku Verlag, 1986. 909 s. (Islamwissenschaftliche Quellen und Texte aus deutschen Bibliotheken, Bd. 4)
ISBN 3-925445-08-0

Birgitt Hoffmann legt mit ihrer freiburger dissertation eine vollständige übersetzung des *Rustam at-tawārīḫ* vor. Dessen verfasser, Rustam al-ḥukamā (geb. ca. 1765, gest. nach 1841), schildert, wobei er sich grösstenteils auf mündlichen bericht seines vaters stützt, die zeit vom niedergang der ṣafawiden bis zum aufstieg der qāǧāren.

Obwohl die darstellung im grossen ganzen an der zeitlichen abfolge der ereignisse orientiert ist, liegt es ihr fern, das geschilderte auf eine präzise ordnung von jahreszahlen zu beziehen; es handelt sich nicht um eine chronik. Vielmehr ist der autor bestrebt, 'geschichte' auch in 'geschichten' zu erzählen, die darstellung dessen, was historisch geschehen und geworden ist, lebendig, spannend, unterhalten und lehrreich zu gestalten. Der verfasser tritt nicht als unbeteiligter berichterstatter und archivar der vergangenheit auf, sondern als erzähler und engagierter kommentator. Er würzt seine schilderung mit versen und anekdoten – etliche darunter von unverblümter erotik –, lässt seine handelnden personen träume zum besten geben oder dialoge führen, baut spannungsbögen auf, wechselt die perspektive von der totalen ins detail. Seine sprache ist weit weniger als der chronik- und kanzleistil seiner zeit mit rhetorischem ballast überladen, obwohl der autor auch dieses register zu ziehen weiss, sondern verhältnismässig schlicht und direkt.

Bei allem unterhaltungswert, den das *Rustam at-tawārīḫ* besitzt, darf nicht übersehen werden, dass sein autor durchaus mehr wollte, als seinem publikum die zeit zu vertreiben. Rustam al-ḥukamā versucht mit seiner darstellung der geschichte von der auflösung des ṣafawidischen staats bis auf seine eigene zeit, dem leser ein politisches leitbild zu zeichnen, ihn über die richtige staatsform und den richtigen herrscher zu belehren. Er stellt sich darunter eine handlungsfähige und straff organisierte monarchie nach ṣafawidischem muster vor und an ihrer spitze sieht er einen tatkräftigen, gerechten und stets allen belangen des gemeinwesens zugewandten mann vom typus des Wakīl ad-dawla Karīm Hān-i Zand. Dass Rustam al-ḥukamā in seinem buch für die qāǧāren, deren aufstieg er miterlebt hat und die bei abschluss des *Rustam at-tawārīḫ* ihre macht gerade konsolidiert haben, partei ergreift, soll – so die bearbeiterin – nicht als blosser opportunismus abgetan, sondern als ausdruck eben jenes wunsches nach der

unterstützung einer "starken Monarchie und eines wohlgeordneten Staatswesens" (p. 92) verstanden werden.

Dieses werk aus einer epoche der iranischen geschichte, über die man weniger gut unterrichtet ist als über die zeit vorher und nachher, macht uns Birgitt Hoffmann in einer soliden, auf die nötige kenntnis der sachlichen zusammenhänge und berücksichtigung der einschlägigen historischen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen forschung gestützten übersetzung zugänglich. Der leser wird dabei nicht mit Rustam al-ḥukamās version der ereignisse allein gelassen, sondern, wo nötig, auf unstimmigkeiten im text und differenzen zu anderen darstellungen hingewiesen.

Obwohl das *Rustam at-tawārīḫ* streckenweise durchaus die unterhaltende qualität eines stücks belletristik aufweist, wirkt es mit der zeit auf einen mit dem geschichtlichen rahmen und der ausdrucksweise eines persischen autors des beginnenden 19. jh.s nicht vertrauten leser leicht ermüdend. Um so dankbarer ist man für die einleitung, in der die bearbeiterin den verfasser und sein werk vorstellt und den blick auf den aspekt des werks lenkt, der nach einschätzung des rez. – historiker mögen da anders denken – die lektüre erst wirklich interessant macht, nämlich die vielgestaltigkeit des texts, das nebeneinanderstehen und ineinandergreifen ganz verschiedener diskurse – das modewort sei hier gestattet –, des historiographischen, verwaltungstechnischen oder protokollarischen diskurses auf der einen seite und auf der anderen des literarischen mit seinen poetischen, allegorischen, narrativen, dramatischen und didaktischen komponenten.

Michael Glünz

BARBARA LANGNER, *Untersuchungen zur historischen Volkskunde Ägyptens nach mamlukischen Quellen.* Berlin: Klaus Schwarz Verlag, 1983. 225 s. Islamkundlicher Untersuchungen 74.

Das Buch, eine Freiburger Dissertation, ist in vier Teile gegliedert: A: Einleitung (s. 1-19); B: Brauchtum (s. 20-62): u.a. Feste; C: Divination und Magie (s. 63-120): u.a. Traumdeutung und Kleromantik; D: Volkstümliches Erzählgut (s. 121-185). Literaturverzeichnis und Indices folgen (s. 186-225).

Quellengrundlage bilden der *Mudḫal* des Ibn al-Ḥāǧǧ (so zu lesen, nicht *Madḫal* wie bei Langner) und mehrere mamlukische Chroniken, vor allem die des Ibn ad-Dawādārī und Ibn Iyās. Das Verdienst dieser Arbeit besteht in einer Materialsammlung, die in ansprechender Weise dargeboten wird. Nicht befriedigen können hingegen die theoretischen Erörterungen, die Langner vor allem in der Einleitung anstellt. Bevor ich auf diesen Punkt näher eingehe, zunächst einige Bemerkungen und Ergänzungen:

S. 17 und 66: Nicht die Oneiromantik (Traumdeutung), sondern der Wahrtraum (*ruʾyā ṣādiqa*) ist einer der 46 Teile der Profetie.

S. 21: *niyya* bedeutet nicht "präzise Absicht", sondern die "rechte Intention".

S. 30, Anm. 6: Lies VI statt IV.

S. 88: Heißt der Friedhof von Medina *Baqīʿa al-ġarqad*?

S. 118: Zur angeblichen koptischen Tradition vgl. jetzt *Michael Cook*, in *SI* 57 (1983): 67ff.

S. 151 oben: "im ersten Band dieser Chronik". Gemeint ist der zweite Band; vgl. dazu Einleitung von *Kanz ad-durar* I, 5. Im "wirklichen" ersten Band von *Kanz ad-durar* steht diese Geschichte nicht. Warum wird das nicht vermerkt?

S. 152: Eine ähnliche Geschichte bei Ibn ad-Dawādārī, *Kanz ad-durar* I, 225, 7ff.; Quelle ist Sibṭ b. al-Ǧawzīs *Mirʾāt az-zamān,* dessen Quelle wiederum Ibn Ḫurdāḏbihs *Masālik* – handelt es sich hier demnach um "volkstümliches" Erzählgut?
S. 154: Zu Ibn Waṣīf Šāh vgl. jetzt die schon zitierte Arbeit von *M. Cook.*
S. 165f.: Zur erfundenen Inschrift, die angeblich von einem alten Weisen entziffert werden kann, vgl. jetzt Radtke in *Der Islam* 64 (1987): 285, Anm. 104.

Die bedauerliche Schwäche der Arbeit liegt in der mangelhaften theoretischen Durchdringung des Stoffes. So werden zentrale Begriffe der Einleitung wie "Dekadenz", "volkstümlich", "Aberglauben" ungenügend oder überhaupt nicht bestimmt. Das hat u.a. zur Folge, daß Persönlichkeiten wie etwa Ibn Taymiyya falsch gedeutet werden. Es wird der Eindruck erweckt, als ob Reformer wie Ibn Taymiyya oder die islamische "Orthodoxie" für einen aufgeklärten Rationalismus gegen den "Aberglauben des Volkes" stritten. Davon sind sie jedoch weit entfernt (hierzu das Nötigste bei F. Meier in *Saeculum* XXXII (1981): 77). Da ich an anderer Stelle näher auf Langners Arbeit eingehen werde, möchte ich es bei diesen kurzen Hinweisen belassen.

An dieser Stelle möchte ich bemerken, daß Langners Urteil über den ersten Band des *Kanz ad-durar* Ibn ad-Dawādārīs (s. 14... "des so unspezifischen ersten Bandes"), das sie zur Grundlage ihrer Widerlegung der von mir in der Einleitung zu *Kanz ad-durar* I geäußerten Auffassungen macht, wohl schwerlich auf einer sehr intensiven Lektüre dieses Bandes beruhen kann. Vergleicht man diesen Band mit den anderen bisher edierten (III, VI, VII, VIII, IX), so stellt sich heraus, daß gerade der erste Band des *Kanz ad-durar* quantitativ die meisten "literarisierten" Elemente enthält. Fast die Hälfte des gesamten Textes besteht aus ihnen (s. 18-24; 139-146; 176-177; 186-190; 220-223; 232-243; 270-274; 277-402).

Bernd Radtke, Basel

RODERICH PTAK u. SIEGFRIED ENGLERT Hrsg., *Ganz allmählich – Aufsätze zur ostasiatischen Literatur, insbesondere zur chinesischen Lyrik*, Heidelberger Verlagsanstalt, 1986, 318 S.

Anlass für diese Festschrift war der 65. Geburtstag und damit die Emeritierung von Prof. Dr. Günther Debon, der während achtzehn Jahren das Sinologische Seminar der Universität Heidelberg leitete. Das Buch ist denn auch grundsätzlich auf die Person und das Schaffen des Jubilars ausgerichtet.

Nach einem, für meinen Geschmack etwas gar pathetisch klingenden Vorwort seitens der Herausgeber, unternimmt Wolfgang Bauer eine persönliche Würdigung Günther Debons in Erinnerung an die gemeinsame Studienzeit, und im Anschluss daran findet sich ein Verzeichnis sämtlicher Veröffentlichungen des solchermassen Geehrten. Wie aus der nach Textgattungen, d.h. nach Büchern, Aufsätzen, Vorträgen und Besprechungen gegliederten Zusammenstellung klar ersichtlich ist, widmete G. Debon einen Grossteil seines Gesamtwerks der chinesischen Dichtung, dem Bereich also, in dem er sich mit seinen Übersetzungen schon als Student einen Namen gemacht hatte.

Im Hauptteil des Bandes, welcher neunzehn wissenschaftliche Beiträge von vor allem im deutschen Raum tätigen Autoren umfasst, scheinen die Herausgeber dann vom Versuch ausgegangen zu sein, die Themen auf eben dieses Gebiet, die chinesische Lyrik, zu konzentrieren. So stammt auch der Titel der Festschrift "*Ganz allmählich*",

aus einem von Günther Debon übersetzten Gedicht des Yüan Hung-tao (1568-1610), das ganz zu Anfang der Festschrift abgedruckt ist. (Leider wie auch bei allen im Folgenden wiedergegebenen Gedichten ohne das chinesische Original.) Wie schon der Zusatz zur Überschrift zeigt, wurde der Themenkreis allerdings auf ostasiatische Literatur im allgemeinen ausgeweitet, und so befassen sich lediglich noch gut die Hälfte der Beiträge mit Dichtung im engeren Sinne. Hier seien bloss einige wenige, mich persönlich besonders ansprechende Beispiele aus dieser Kategorie genannt, wie etwa W. H. Nienhausers Untersuchung zu "*Chinese Poetry, American Poetry and their Respective Readers*" (S. 184ff.), W. Kubins Bemerkungen zu Lin Yu-hsis "*Bambuszweigliedern*" (S. 120ff.), und E. von Mendes "*Annäherungsversuche an Juan Chi's Reimprosa über ein Taubenpaar*" (S. 165ff.).

In den übrigen Texten ist indessen unterschiedlichstes Material verarbeitet: Da steht ein Aufsatz zu Kinderreimen[1] unter anderem neben einem landeskundlichen, wenn auch im Original gereimten Bericht eines Ch'ing-Gelehrten über die "Barbaren" in den umliegenden Ländern[2], oder aber neben einer vollends aus dem Rahmen fallenden Bibliographie, die sämtliche vom Literaten Franz Blei (1871-1942) übersetzten und herausgegebenen Orientalia aufführt[3].

Verschiedene Autoren sind andererseits deutlich bestrebt, einen möglichst engen Bezug zu Günther Debon und seinen Schriften herzustellen. Im Falle der von H. Roetz verfassten Untersuchung "*«Naives» und «Sentimentalisches» in chinesischer Philosophie und Dichtung*" (S. 216ff.) beispielsweise, die unmittelbar an Debons Buch "*Schiller und der chinesische Geist. Sechs Versuche*" anknüpft, ist dies denn auch sehr erfolgreich gelungen.

Alles in allem hebt sich der vorliegende Titel durch das Bemühen um eine gewisse thematische Einheitlichkeit mit Blick auf den Jubilar recht positiv von anderen, oft kunterbunt zusammengewürfelten Festschriften ab, auch wenn diesem Grundkonzept nicht in jedem Fall Rechnung getragen wurde und vereinzelte Texte von ihrem Gegenstand her eher als Fremdkörper wirken.

Ch. A/Gadir-Kühne

STEPHEN C. SOONG ed., *A Brotherhood in Song, Chinese Poetry and Poetics*, University of Washington Press, Seattle 1986, 396 S.

Die neuste Ausgabe aus einer Reihe von *Renditions*-Büchern[4] ist als Ergänzung zu dem bereits 1980 erschienenen Titel "*Song Without Music: Chinese Tz'u Poetry*" gedacht, vermag aber sehr wohl als eigenständiges Werk eine breite Leserschaft anzusprechen. Sowohl Inhalt als auch äussere Aufmachung weisen darauf hin, dass das Buch nicht

1 S. Englert: "*Die Kinderreime des Lü Te-sheng und seines Sohnes Lü k'un*", S. 66ff.
2 R. Ptak: "*Yu T'ungs Lieder über fremde Staaten: Eine Auswahl*", S. 199ff.
3 H. Walravens: "*Franz Blei als Vermittler orientalischer Literatur in Deutschland. Eine Bibliographie*", S. 300ff. Bleis Orientalia umfassen nur zu einem geringen Teil chinesische und auch nicht ausschliessliche ostasiatische Literatur. Vielmehr sind darin Werke verschiedener Herkunft zu finden, so etwa assyrische, ägyptische, indische, usw.
4 Das vorliegende Buch entspricht einer Neuauflage der "*Renditions*"-Doppelnummer 21 & 22 (1984) in gebundener Form.

ausschliesslich auf ein eingefleischtes Fachpublikum ausgerichtet ist. Der Herausgeber will das Werk denn auch ausdrücklich als "persönliche Anthologie" für jegliche Liebhaber chinesischer Dichtkunst verstanden wissen, und nicht als wissenschaftliches Nachschlagewerk für einige wenige; ein Konzept, das dem durchwegs hohen Niveau der einzelnen Beiträge allerdings keinerlei Abbruch tut. Der Begriff Anthologie im herkömmlichen Sinne könnte indes leicht irreführend sein: Der Hauptteil des Buches enthält zwar durchaus eine Auswahl von Versen verschiedenster Stilrichtungen, darüber hinaus finden sich jedoch in drei weiteren Kapiteln literaturkritische Aufsätze und sonstiges Material zum Thema.

In einem ersten Teil sind Essays zu verschiedenen Aspekten der Poetik zusammengestellt; sie stammen ausschliesslich von chinesischen Autoren wie Ch'ien Chung-shu, Yeh Chia-ying, James Liu und dem Dichter Wen I-tuo. Auf Beiträge westlicher Sinologen wurde hier für einmal bewusst verzichtet, um die Welt der Poesie, wie sie aus den im zweiten Kapitel gesammelten Versen spricht, in einem den selben literarischen Traditionen und Normen verpflichteten Kontext zu belassen. Aus dem selben Grund hat der Herausgeber wohl in seinem einführenden Artikel zum Stellenwert der Dichtung im traditionellen China einen für den westlichen Leser ungewöhnlichen methodischen Ansatz gewählt, ist dieser doch ganz im formellen, persönlichen Plauderstil der seit der T'ang-Zeit populären, meist mit Verszitaten gespickten "Poetry talks" gehalten.

Im zweiten und umfangreichsten Teil der eigentlichen Anthologie, sind aus leider nicht erläuterten Gründen mit einer einzigen Ausnahme[5] keine Gedicht aus der Vor-T'angzeit zu finden. Vertreten sind vielmehr klassische Gedichte und Lyrik ("*shih*" und "*tz'u*") aus T'ang und Sung, Lieder ("*san-ch'ü*") der Yüan- und Mingzeit, sowie Werke dreier Dichter dieses Jahrhunderts. Dabei wurde ein Grossteil der stets zusammen mit dem Original wiedergegebenen Übersetzungen von Altmeistern auf diesem Gebiet besorgt, namentlich B. Watson, D. Hawkes, A.C. Graham, D.C. Lau, A. Cooper und vielen mehr.

Die letzten beiden Kapitel sind etwas spezielleren Themen gewidmet: Teil 4 befasst sich mit der "Art of Poetry Translation", beispielsweise in einem Aufsatz von Ling Chung, der anhand von Kenneth Rexroth's Tu Fu-Interpretationen den kreativen Prozess des Übersetzens von Lyrik nachzuvollziehen sucht. Den Abschluss macht endlich eine Art Mini-Anthologie zu Gedichten *über* die Dichtung, und zwar mit einer Auswahl von Versen aus der Sung- sowie der Ch'ingzeit.

Das Buch ist somit also keineswegs auf ein Genre einer bestimmten Epoche beschränkt, wie das beim erwähnten Begleitband über die Tz'u der Fall ist. In der gar grossen Vielfalt von Primär- und Sekundärtexten sind auch kaum inhaltliche Schwerpunkte auszumachen. Bei einem so weit gesteckten Rahmen wie der chinesischen Lyrik in ihrer Gesamtheit wäre es allerdings durchaus von Interesse gewesen, hier etwas über die Auswahlkriterien des Herausgebers zu erfahren. – Wie dem auch sei, neben Beiträgen aus bekannteren Gebieten gibt es jedenfalls einiges an bisher wenig Übersetztem zu entdecken.

5 s.S. 137. Es handelt sich um Gedicht Nr. 72 (traditionelle Reihenfolge: Nr. 35) der *Yung-huai Shih* von Juan Chi (210-263 n.Chr.), in einer Übersetzung von David Hawkes. Weshalb es hier überhaupt Aufnahme fand, bleibt unklar, denn seitens des Herausgebers ist ausnahmslos von einer Anthologie mit Gedichten von der T'angzeit bis zur Gegenwart die Rede.

Abschliessend sei noch auf die hohe Druckqualität und vorzügliche graphische Darstellung insbesondere dieser Ausgabe, aber auch der *Renditions*-Zeitschrift im allgemeinen hingewiesen: Einerseits bedeutet es eine wesentliche Arbeitserleichterung, bei sämtlichen zitierten Stellen und Gedichten stets Übersetzung und Original vor sich zu haben, und zudem die entsprechenden chinesischen Schriftzeichen konsequent in den Text integriert zu wissen, was die üblichen, oft umständlich zu handhabenden Glossare überflüssig macht. Andererseits gewinnt das Buch durch die optisch sehr ansprechende Gestaltung gewiss auch an Attraktivität für ein breiteres Publikum. "*A Brotherhood in Song*" darf somit durchaus als ein in mancher Hinsicht aus der grossen Masse der Publikationen herausragendes Werk bezeichnet werden.

Ch. A./Gadir-Kühne

Peter Schreiner und Renate Söhnen, *Sanskrit Indices and Text of the Brahmapurāṇa*, Purāṇa Research Publications, 1, Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1987, xxiii, 826 Seiten und 26 Mikrofiches, Leinen DM 146,00

Viele reden über Computer, aber kaum jemand tut etwas mit ihnen. In vielen Instituten, die über Computer verfügen, werden sie nicht zu wissenschaftlichen Zwecken eingesetzt. Ein informelles Rundschreiben in der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich hat vor kurzem nochmals gezeigt, dass fast ausschliesslich die Textverarbeitung als Verwendungsweise in Frage kommt. Das heisst: diese leistungsstarken Geräte dienen meistens nur als teurer Ersatz für Schreibmaschine und Zettelkasten.

Vorliegendes Werk liefert hingegen ein erstklassiges Beispiel für den sinnvollen Einsatz eines EDV-Systems. Verarbeitungsgegenstand war das *Brahmapurāṇa*, eine epische Sammlung altertümlicher Weisheit und Legende, Geographie und Genealogie, Kosmologie und Kultvorschriften. Die Purāṇas, grundlegende Enzyklopädien des populären Hinduismus, sind für ihre ungeheure Länge berüchtigt. Allein das *Brahmapurāṇa* mit seinen 14.000 Strophen überragt beträchtlich die 10.500 Strophen des *Ṛgveda*; insgesamt ist diese Textgattung auf einen Umfang von ca. einer Million Strophen geschätzt worden. Der Inhalt der Purāṇas wird von ihrer eigenen schieren Masse mehr verdeckt als enthüllt, wie der Leiter des Tübinger Purāṇaprojektes, Prof. H. von Stietencron, bemerkt (S. viii). Die hoffnungsvollen Anfänge einer vergleichenden purāṇischen Textkritik und -geschichte nach der Methode W. Kirfels sind mangels einer vollziehbaren Methode, um alle Parallelstellen systematisch aufzusuchen und zusammenzustellen, praktisch steckengeblieben.

Gerade aber bei der systematischen Anordnung massiver Mengen von Wortmaterial sind heutige Computer und Software perfekt am Platz[6]. Natürlich bietet das Sanskrit besondere Anpassungsschwierigkeiten für die EDV. Vor allem muss das Problem der konsequent notierten Satzphonetik sozusagen "gelöst" werden. Der Sandhi, sowohl zwischen Wörtern als auch zwischen Kompositionsgliedern, muss rückgängig gemacht werden, denn nur einen Padatext kann man indizieren.

6 Auch für einen Computer ist eine solche Textmasse beeindruckend; z.B. konnten sich die Autoren keinen vollen preliminären Ausdruck zur Kontrolle ihrer Indices erlauben (S. xix). Mit oder ohne Computer bleibt die Menge Arbeit, die in diesem Werk steckt, beträchtlich.

Dieses und andere sprachlich-technische Probleme wurden von Schreiner und Söhnen glänzend bewältigt, teilweise schon bei der Texteingabe, sonst durch spätere Prozeduren. Das Ergebnis ist vor allem in drei allumfassenden Indices zu geniessen: Key-Word-In-Context (mit Sandhiformen), *a limine* und *a tergo* Verzeichnisse von allen im *Brahmapurāṇa* vorkommenden Wörtern und Kompositionsgliedern in ihrer Pausaform. Die Autoren haben lobenswerterweise entschieden, auch alle Partikeln, Adverbien und Indeklinabilia in die Indices aufzunehmen – ein grosser Vorteil für Sprachwissenschaftler[7]. Auch die absolute Häufigkeit der vorkommenden Formen wird verschiedentlich angegeben. Nicht von ungefähr lautet der Titel eben nicht *Sanskrit Text and Indices*, sondern mit Recht umgekehrt.

Wir erhalten auch den (transkribierten) Text, sozusagen als Vorarbeit zu den Indices. Dies ist allerdings keine neue textkritische Ausgabe, sondern eine sorgfältige Zusammenstellung zweier schon vorhandener kritischer Editionen (Ānandāśrama 1895 und Veṅkaṭeśvara 1906). Alle Varianten werden verzeichnet, n.b. auch in den Indices – ein zusätzliches organisatorisches Problem, das die Autoren erfolgreich gelöst haben. Die Varianten werden also als gleichwertig mit der "Vulgata" behandelt, nicht als weniger autoritativ angesehen.

Die Seitengestaltung ist besonders schön geraten; es ist eine optische Freude, das Auge über den klar übersichtlichen Text gleiten zu lassen. Man braucht sich hier ein schwer lesbares Resultat, wie es computerhergestellte Schriften oft sind, nicht gefallen zu lassen.

Das gehaltvolle Vorwort des Herausgebers Stietencron beschreibt kurz den Gang der Purāṇaforschung und die allgemeinen Ziele des Tübinger Purāṇaprojektes. Die Einleitung von Schreiner und Söhnen ist eine übersichtliche Einführung in die Voraussetzungen, Grenzen und Möglichkeiten der computerunterstützten Sanskritphilologie. Sie erklärt schrittweise die allgemeine Problemlage, die spezifische technische Ausrüstung des TPP (hauptsächlich was die am Ort entwickelte Software TUSTEP betrifft) und die verschiedenen praktischen Entscheide und Kompromisse, die gemacht werden mussten. Beide Beiträge sind in einem vorzüglichen Englisch verfasst.

Die Autoren haben versucht, den Anteil persönlicher oder individueller Interpretationen auf ein Minimum zu beschränken. Demzufolge wurde z.B. keine Lemmatisierung der Indices vorgenommen. Dies ist ein minimales Erschwernis, das von den Vorteilen eines Maximums an Mechanisierung (Genauigkeit, Schnelligkeit, leichte Korrigierbarkeit) mehr als wettgemacht wird[8].

Ein Appendix bietet Konkordanzen der wörtlichen Wiederholungen zwischen dem *Brahmapurāṇa* und anderen Texten.

Hervorzuheben ist das extrem günstige Preis-Leistungsverhältnis: fast hundertfünfzig D-Mark ist zwar keineswegs billig, aber wenn man bedenkt, dass der schöngedruckte Sanskrittext achthundert Seiten und die Indices *über fünftausend Seiten*

7 Von den Konjunktionen kommen *ca* 9254mal vor, *api* 1834mal, *u* 64mal, *uta* 25mal. *Atha* kommt 760mal vor, *adha* kein einziges Mal. Die Bequemlichkeit, mit der jeder Beleg gleich im Kontext überprüft werden kann, wird von Syntaktikern hoch geschätzt werden.

8 Die Verzeichnisse im Quadrat M 16 jeder Microfiche geben nur das erste Wort jeder Seite, nicht die Anfänge der Lemmata, an, noch sind sie als Zeugen über die An- oder Abwesenheit eines Wortes im Text zu benutzen (dafür der gesonderte Index der Wörter in der Pausaform).

betragen – das heisst, noch sechs solch dicke Bände wie der vorliegende – erweist sich der Preis als mehr als vernünftig. Die Indices wurden auf 26 Mikrofiches reduziert. Stattdessen hätte man vielleicht lieber einen einzigen Mikrofloppy, aber dafür ist die Zeit noch nicht reif[9]. Trotzdem: der Computer als Garant von für den Privatgelehrten persönlich wieder erschwinglichen Textausgaben und Nachschlagewerken: das ist eine wenig beachtete aber gewiss sehr erfreuliche Seite der Computerrevolution!

Als letztes, nicht zu unterschätzendes Ergebnis wird der eingegebene Text allen Interessenten durch die Vermittlung der Oxford Archives grosszügigerweise zugänglich gemacht.

Es gehört zur Natur solcher Projekte, dass, nachdem die Anfangsprobleme einmal beseitigt wurden, der nachfolgende Gewinn umso schneller erwartet werden kann. In der hiermit begonnenen Schriftenreihe sind vergleichbare Indizierungen des Visnu- und anderer Puranas sowie deren indizierte Zusammenfassungen vorauszusehen; dazu eine annotierte Bibliographie.

Was wir hier haben, ist wohlgemerkt keine trendartige Modeerscheinung, sondern Indologie im wahrsten Sinne des Wortes: das konsequente Erschliessen und Zugänglichmachen von wichtigen indischen Quellen. Der Beitrag erschöpfender Indices kann nicht überwertet werden. Was Grassmann für den *Ṛgveda*, was die *Vedic Word Concordance* grob gesagt für das ganze Vedische getan haben, das haben Schreiner und Söhnen für die Puranas begonnen[10]. Deshalb sind wir den Verfassern für ihre selbstlose, anfangs vielleicht mühselige, langfristig aber gewiss äusserst fruchtbare Arbeit zu tiefem Dank verpflichtet. Ob das vergleichend rekonstruierte "Urparana" im Stil Kerfels (oder gar, nach Geldner, das "Itihāsa-purāṇa") in absehbarer Zeit in Griff genommen werden kann, bleibt noch abzuwarten.

G. E. Dunkel

Georg Stauth, *Die Fellachen im Nildelta.* Zur Struktur des Konflikts zwischen Subsistenz- und Warenproduktion im ländlichen Aegypten (Wiesbaden /Franz Steiner Verlag GmbH/, 1983), 227 S.

Das ist ein sehr unebenes und ein sehr ungleiches Buch. Teils enthält es Aussagen und Informationen, die man so formuliert und aufgeführt zu finden froh und dankbar ist; teils enthält es Aussagen, deren Inhalt fachsprachlich so verklausuliert oder "verhermetisiert" ist, dass sich ihr Sinn dem Verständnis des (auch orientalischen) Normallesers entzieht; teils sind schliesslich auch deutsche Syntax, Rechtschreibung und Zeichensetzung in einem solchen Mass vernachlässigt, dass die Lesefreude durchaus getrübt wird.

Nehmen wir die letzten beiden dieser drei Gesichtspunkte vorweg. Über lange Strecken des Buches ist die Aussage in eine Sprache gekleidet, die möglicherweise für Soziologenkollegen aufschlüsselbar ist, die aber die Kompetenz arabistischer Kollegen überfordert, wobei sich hier selbstverständlich sofort die Frage stellt, ob hinter der

9 Eigentlich hätten fünftausend Seiten eine 20MB Festplatte gefüllt.

10 Dikshitars *Purāṇa Index* (Madras 1951-5) ist auf fünf Texte beschränkt und kaum erschöpfend, was u.a. die Partikeln betrifft.

hermetischen Formulierung tatsächlich ein klarer Gedanke steht. Ein Satz wie beispielsweise der folgende dürfte die Kompetenz so manchen Lesers übersteigen: "In der Multifunktionalität des Systems der sozialen Beziehungen dieser Klasse aber spiegelt sich jedoch deutlich die Notwendigkeit der Verklammerung einer Vielfalt von hierarchisch gegliederten Produktionsformen und Ausbeutungsverhältnissen in unterschiedlichen Sektoren wider, die diese Klasse notwendig leisten muss, will sie ihre dominante Stellung erhalten." (146) Wer da was aufgrund welcher Notwendigkeit notwendig leisten muss, ist auch mithilfe des Vorhergehenden kaum zu enträtseln.

Hierzu gehört dann auch der dritte genannte Gesichtspunkt. Eine nochmalige Durchsicht durch einen Verlagslektor hätte das Buch sicher verbessern helfen – die Syntax, die Zeichensetzung und die Rechtschreibung sind in beklagenswerter Weise vernachlässigt. Schliesslich kann man auch den Umgang mit der (dankenswerterweise) sehr häufig angegebenen arabischen Terminologie aus dem Bereich der Landwirtschaft im besten Fall als salopp bezeichnen. Schade.

Trotz alledem liegt uns hier eine Arbeit – Ausarbeitung und theoretische Untermauerung von Feldstudien aus den späten 70er Jahren – vor, die uns ein Gebiet erschliesst, das m.W. bislang noch nicht die Aufmerksamkeit vieler Wissenschaftler zu fesseln vermochte – die Organisation der Landwirtschaft im Nildelta.

Das Vorgehen des Vf. ist dreistufig.

In einem ersten Teil der Arbeit erörtert er allgemeine Fragen zum Thema Landwirtschaft und besonders Landwirtschaft in Ägypten; er spricht über die Vorgeschichte der heutigen Lage der Landwirtschaft, über das Verhältnis zwischen Bauer und Kapitalismus, Bauer und Gesellschaft, Bauer und Staat usw., über die internationale Verflechtung der ägyptischen Landwirtschaft u.a.m.

Danach folgt die Zusammenstellung eines Teils der Ergebnisse der Feldforschung: Die Lage von Gross- und Kleinbauern und von Tagelöhnern in mehreren Dörfern wird, mit sehr detaillierten Angaben, dargestellt. Wie die Familien aussehen, was sie besitzen, wen sie anstellen können, bzw. bei wem sie arbeiten müssen, was sie anbauen, wie sie Produkte weitergeben (verbrauchen, tauschen, verkaufen) usw. usf. Das wird an einer stattlichen Anzahl von Einzelbeispielen sehr einleuchtend dargestellt. Dabei kommen auch beispielsweise Abhängigkeitsverhältnisse, Machtstrukturen, Klassenunterschiede zur Sprache.

Das letzte Kapitel schliesslich bildet den dritten Teil der Arbeit. Hier wird nun – teilweise sehr einleuchtend – versucht, aus der Theorie vom ersten und aus den Fakten vom zweiten Teil eine Synthese herzustellen, zu zeigen, wie die "Dialektik zwischen kapitalistischer Expansion und "naturalwirtschaftlicher Überlebenssicherung" (202), das "Zusammenspiel" zwischen kleinbäuerlicher Produktion und der Agrarfarm der Grossgrundbesitzer, zwischen Subsistenz- und Warenproduktion abläuft.

Ein Buch, das uns Einblicke in einen oft erwähnten, aber selten untersuchten Bereich ägyptischer Gesellschaft gibt.

Hartmut Fähndrich, Bern

G. Venu, 1984, *Mudras in Kathakali*, Notations of 373 Hand Gestures, published by Natana Kairali, Chakyar Madhom, Irinjalakuda 680121, (Trichur District, Kerala), India 125 Seiten

Es gilt ein kleines, aber sehr nützliches Buch über indischen Tanz anzuzeigen: *Mudras in Kathakali* erklärt zum ersten Mal alle wichtigen (373) Handhaltungen dieser klassischen und sehr traditionellen Tanzform Südindiens. Der Autor, selbst Tänzer mit jahrzehntelanger Schulung in Kathakali und Kuttiyattam, hat eine diagrammartige Darstellungsform gefunden, die es erlaubt, nicht nur Fingerhaltung, sondern auch Handbewegung, Ausrichtung des Handrückens, Stellung der Hände zum Körper zu notieren. Eine kurze Einführung erläutert Kathakali als Tanzform Keralas. Schon die Erläuterung zu den einzelnen im folgenden Nachschlagewerk gebrauchten Schemata zeigt, auf wieviele Details man achten muss, um diese künstliche "Körpersprache", kodifiziert vor Jahrhunderten, zu entziffern. Es sind nämlich 24 Einzelhand-Fingerhaltungen, die das Grundgerüst für die 373 verschieden kombinierten Handstellungen bilden. Es ist ein Buch ohne jedes Foto, auf mässiges Papier gedruckt, schlicht gebunden, nur beim Autor oder Kleinverlag zu bestellen – und doch ist es zum Bestimmen von Tanzdarstellungen, zum Erklären von Tanzgesten von grösster Nützlichkeit.

Hier die Adresse des Autors: G. Venu
Chittore House
Mukolakal
Nedumangad-P.O.
Trivandrum, Kerala (Indien)